

Bauwelt 14.10

THEMA

Wer beherrscht den öffentlichen Raum?

Bauwelt-Gespräch mit Markus Allmann, Michael Braum, Jürgen Mayer H. und Stefan Rettich
► Seite 16

BETRIFFT

Hiroshi Hara. Der japanische Architekt spricht über Bahnhöfe, Schulen und Malls ► Seite 8

DEBÜT

Candide. Eine Zeitschrift als Lerngemeinschaft? ► Seite 28

www.bauwelt.de
9. April 2010, 101. Jahrgang

Public Places

These activities are prohibited within public places!



Blindtext Blindtext Blindtext Blindtext Blindtext
 Blindtext Blindtext Blindtext
 Blindtext Blindtext
 Blindtext
 max. 5 Zeilen!

„Zitat Blindtext Blindtext Blindtext Blindtext Blindtext Blindtext“

Michael Braum – Stiftung Baukultur – und die Architekten Markus Allmann, Stefan Rettich und Jürgen Mayer H. zum Thema Öffentlicher Raum und so weiter ... ulpute faciduis nos num nos num iliquate molendrer.

Interview Nils Ballhausen, Kaye Geipel, Doris Kleilein

Freiraum versus Öffentlicher Raum

Fangen wir an mit dem Begriff „Freiraum“. Die Verwendung von Freiraum als Synonym für den öffentlichen Raum hat uns überrascht. Bei Wikipedia existiert Freiraum zum Beispiel gar nicht, es gibt bloß einen Lifestyle-Club in Bayreuth, der so heißt, eine Mitwohnzentrale in Berlin und ein Jugendzentrum in Dachau. Warum haben Sie ausgerechnet diesen neutralen Begriff gewählt? Wollen Sie das Öffentliche aus der Debatte heraushalten?

Michael Braum | Wir wollten damit ein Stück weit irritieren. Man soll sich fragen: Warum wenden die sich gegen den normalen Begriff des öffentlichen Raums, über den alle reden? Wir sagen, öffentlicher Raum ist das Zusammenspiel unterschiedlicher Ansprüche an öffentlich zugängliche Räume. Wir haben ganz bewusst den öffentlichen Raum nicht auf das traditionelle Bild von Straßen, Wegen und Plätzen reduziert. Damit haben wir uns aber Schwierigkeiten eingekauft, darüber wollen wir nachdenken. Auch der etwas spielerische Titel „Wo findet Freiraum Stadt?“ lässt viele Assoziationen zu. Freiraum! Das ist ein offener Begriff. Man denkt das anders.

Ist der Begriff zutreffend für den gegenwärtigen öffentlichen Raum in Deutschland? Oder ist er verharmlosend?

Markus Allmann | Das Wort Freiraum löst bei mir eine ganz andere Anmutung aus. Freiraum benennt Räume, die ich als relativ ungestaltet empfinde. Freiraum zu „gestalten“, das ist ein Widerspruch. Wenn ein Raum determiniert ist, ist er eben kein Freiraum mehr. Im Katalog der Stiftung Baukultur finden sich viele Beispiele für ganz dezidierten, designten und gestalteten Freiraum, bis zum Ende definierten Freiraum. Ich hingegen empfinde Freiraum als einen Raum, der mir gerade nicht als Freiraum vorexerziert wird. Generell finde ich es aber richtig, dass man sich löst vom „öffentlichen Raum“. Das ist ein schwieriger Begriff. Die Landschaftsarchitekten zum Beispiel fühlen sich beschimpft, wenn man sie als Landschaftsarchitekten bezeichnet, die sind lieber Freiraumplaner. Insofern verstehe ich gut, dass man mit einer anderen Diktion provozieren will. Für mich bleibt aber die Hauptfrage, wie viel Planung Freiraum trägt.

Stefan Rettich | Vielleicht muss man sich zunächst über die Frage unterhalten, warum der Bund neuerdings wieder versucht, sich mit dem Thema zu befassen. Man konnte ja über

Michael Braum | Angaben über den Interviewten Ommy nostin ulput autpati scid-uipsum eum quipisl dolestrud min ut num exer ing eraestrud te consecite min vel ullafeu feugait iustiss equat. Ut prate do od tet lum ver alisl utatisl.

Markus Allmann | Angaben über den Interviewten Ommy nostin ulput autpati scid-uipsum eum quipisl dolestrud min ut num exer ing eraestrud te consecite min vel ullafeu feugait iustiss equat. Ut prate do od tet lum ver alisl utatisl.

Stefan Rettich | Angaben über den Interviewten Ommy nostin ulput autpati scid-uipsum eum quipisl dolestrud min ut num exer ing eraestrud te consecite min vel ullafeu feugait iustiss equat. Ut prate do od tet lum ver alisl utatisl.

Jürgen Mayer H. | Angaben über den Interviewten Ommy nostin ulput autpati scid-uipsum eum quipisl dolestrud min ut num exer ing eraestrud te consecite min vel ullafeu feugait iustiss equat. Ut prate do od tet lum ver alisl utatisl.



Der Limberger Platz in Essen
Blindtext bdfeggbgkbw-
sgbwsbghwkbhrhbswkrblwl

drei Jahrzehnte einen Rückzug der öffentlichen Hand aus räumlichen Fragen beobachten, bei gleichzeitiger Pluralisierung und Aufspaltung der Gesellschaft. Das finde ich sehr bezeichnend: Wenn es komplexer wird, zieht sich die öffentliche Hand zurück. Jetzt kommen neue Initiativen, die nicht so recht wissen, wie sie mit dem Schlamassel umgehen sollen. Vielleicht scheut man sich auch vor den Definitionen, was öffentlicher Raum heute ist.

Jürgen Mayer H. | Wenn ich an Freiraum denke, denke ich nicht an Außenräume, sondern eher an die Möglichkeiten, die eine offene Gesellschaft bietet, an subkulturelle Nischen. Das hat zunächst nichts mit dem Außenraum der Stadt zu tun. Wichtiger ist, was es für individuelle Entwicklungen und Darstellungen, Lebensweisen und auch für wirtschaftliche Möglichkeiten gibt. Das ist der Grundstein. Ich sehe hier keine gestalterische Außenraum-Debatte.

Michael Braum | Ohne jetzt selbstgefällig zu sein: Genau das wollten wir mit dieser Bezeichnung erreichen. Freiraum ist für mich ein positiv codierter Begriff. Aber gleichzeitig ist das Thema umfassender. Unsere als öffentlich empfundenen Räume werden von unterschiedlichen Ansprüchen besetzt, sie sind durch den Verkehr in Anspruch genommen, es geht um Aufenthaltsqualität, es geht um Repräsentation. Diese Ansprüche laufen alle mehr oder weniger unvermittelt nebeneinander. Deswegen geht es diesen Räumen oft so schlecht.

Privatisierung und Malls

Sie sagen, der Freiraum ist das Offene, das nicht unbedingt Planbare. Er entsteht häufig von selbst. Das ist die eine Seite. Was aber ist mit den Zwängen, denen der öffentliche Raum unterliegt? Zum Beispiel die innerstädtischen Shopping Malls, etwa der Limbecker Platz in Essen, und die Debatte um das Verschwinden des öffentlichen Raums, die in der Bauwelt ausführlich geführt wurde. Da ging es nicht um den Austausch von Interessen, sondern schlichtweg um einen Kampf. Nicht allein um das viel zu groß geratene Kaufhaus, sondern auch um die Abschottung, die sich die Stadt mit dem Großbau eingehandelt hat. Wo bleibt da die städtische Verantwortung für den Außenraum? Herr Allmann, Ihr Büro baut am Rand von München die „Pasing-Arkaden“. Ihr Partner Ludwig Wappner sagte kürzlich, für die Architekten gehe es bei der Shopping Mall darum, den Tiger zu reiten.

Markus Allmann | Ich glaube nicht, dass man den Tiger Shopping Mall reiten kann. Wir sollten den Begriff öffentlicher Raum aufweiten. Shopping Malls sind zumindest semi-öffentliche Räume. Freiraum ist nicht nur dort, wo es uns auf den Kopf regnet, sondern überall dort, wo Kommunikation mit anderen Personen stattfindet. Ich würde die Grenze deswegen nicht so scharf zwischen Innen- und Außenraum ziehen. Für mich sind auch Transiträume wie das Untergeschoss des Münchner Stachus Freiräume par excellence: ein Raum, in dem sich eine große Menschenmasse bewegt.

Bleiben wir bei den Pasing-Arkaden. Welche Schwierigkeiten, welche Einflussmöglichkeiten hat der Architekt?

Markus Allmann | Die Einflussmöglichkeiten sind schon von der schieren Größe des Objekts begrenzt. Die Massen, die dort verbaut werden, sind indiskutabel, sie sind gesetzt, damit es sich wirtschaftlich trägt. An diese Vorgabe können Architekten gar nicht ran. Bei den Shopping Malls gibt es im Moment meistens den Deal, dass die Stadt einen gewissen Mehrwert – sei es eine soziale oder kulturelle Einrichtung, sei es ein Freiraum – dazu bekommt, wenn sie als Gegenleistung erlaubt, dass diese Ansammlung von Flächen realisiert werden. Ein wirtschaftlicher Deal zwischen Stadt und Investor. Man muss sehen, dass die Malls eine ungeheure Nachfrage haben, darüber können wir uns nicht einfach – und ich als Architekt auch nicht – hinwegsetzen. Klar machen sie die Innenstädte kaputt. Für mich ist aber die Alternative: Reitet man den Tiger, oder reitet er einen. Schafft man es, die Nachfrage in eine Form zu gießen, die es dann doch erlaubt, gewisse Qualitäten des Freiraums zu verwirklichen?



Pasing-Arkaden in München Bildunterschrift

Wie sieht in Pasing der Mehrwert aus?

Markus Allmann | Es gibt den Paseo, der von Topotek geplant wird. Ein gestalteter Raum.

Paseo? Was kann man sich da vorstellen?

Markus Allmann | Paseo heißt Freiraum, zumindest ist das so gemeint, also ein Platz, auf den es regnet. Das ist der Mehrwert zur Shopping Mall. Außerdem gibt es denkmalgeschützte Gebäude in der Nachbarschaft, die von dem Investor mfi instand gesetzt werden. Dazu kommt die Auflage, Wohnungen mit zu bauen. Es ist im Grunde ein großer Deal.

Stefan Rettich | Heute werden doch die meisten städtebaulichen Entwicklungen hinter verschlossenen Türen beschlossen. Die Stadt selber kann keine richtigen Planungsvorgaben mehr machen. In Leipzig kann man das sehr gut sehen. Wenn sich die Stadt aus bestimmten öffentlichen Systemen zurückzieht, etwa dem Wohnungsbau, und dann das Geld in die Erschließung von Einfamilienhäusern und in die Pendlerpauschale steckt, dann haben wir die Suburbanisierung und die

Städte leiden. Der Freiraum, der so entsteht, ist eine politisch motivierte Krise. Die Städte sind nicht mehr in der Lage zu handeln, sie haben keine Einkommensteuer mehr und sind auf solche Deals angewiesen. In diesem größeren Zusammenhang kommt auch die Shopping-Mall-Geschichte in den Innenstädten zum Tragen. Die Städte setzen extrem auf Zentralität und gehen auf Deals ein, die sie unter normalen Umständen nicht machen würden.

Wie sieht es in Leipzig am Brühl aus? Funktioniert der Deal?

Stefan Rettich | Ich glaube es nicht. Ich habe mich auf vielen Veranstaltungen dagegen ausgesprochen, gegen eine Mega-Mall mit ca. 25.000 Quadratmeter Einzelhandelsfläche, und das in Leipzig, wo der Quotient Verkaufsfläche pro Kaufkraft seit Jahren rückläufig ist.

Michael Braum | Bei dem, was mit dem Brühl passiert, da hat mir das Herz geblutet. Der Brühl stand für eine Epoche, er war gut. Warum wird so etwas ohne Not kaputt gemacht? Vom Bauen her versteht man es nicht, von der Ökonomie her versteht man es offensichtlich. Die gleiche Diskussion hat man in Hannover gehabt: Ich war 1998 noch vor der EXPO in Hannover und habe gedacht: Diese Innenstadt ist die größte Shopping Mall, die ich je gesehen habe. Und dann bauen die jetzt noch eine neue Mall (*) direkt in den Bahnhof. Das ist eine konkrete Frage an die Politik: Wir hätten ja die Möglichkeiten, so etwas zu regulieren. Es will nur keiner regulieren, weil offensichtlich mit wenig Aufwand viel Geld gemacht werden kann.



Leipzig am Brühl vorher und nachher

Jürgen Mayer H. | Ich weiß nicht, ob man jemand die Schuld zuschieben muss. Das Ganze basiert auf einem Agreement. Jemand produziert, jemand konsumiert und kauft da ein. Was allerdings bei solchen Verhandlungen „öffentlicher Raum“ gegen mehr kommerzielle Nutzung herauskommt, ist jedenfalls oft schlechter, als das, was vorher da war. Nehmen wir das Beispiel **Kleiner Schloßplatz in Stuttgart**. Nachdem der bis in die 80er Jahre hinein total heruntergewirtschaftet wurde, so dass und niemand mehr hin wollte, entstand plötzlich in der Infrastruktur der 60er Jahre eine neue Nutzung, extrem cool, hip und lebendig. Genau zu diesem Zeitpunkt wurde der Umwandlungsdruck größer, es hieß, man müsse etwas ändern, der Platz müsse verbessert werden. Seit fünf Jahren gibt es die große Freitreppe und jetzt das Kunstmuseum, und oben auf dem Platz die neuen Büroflächen: alles chic, ein öffentlicher Raum, der sieht aufgeräumt aus, aber es ist nichts mehr los. Da ist ein Kulturbau und trotzdem ist es eine tote Ecke. Vorher war das ein viel lebendigerer Stadtraum. Ich bin vorsichtig, wenn die öffentliche Hand kommt und sich darum kümmert, dass es besser wird. Daran glaube ich nicht. Im Gegenteil: Es werden kontrollierte Räume.

Michael Braum | Das glaube ich nicht. Ich glaube, dass wir schon eine Verantwortung haben, Leitlinien vorzugeben, in denen eine Entwicklung stattfinden kann. Sehen Sie sich die Hamburger HafenCity an, das **Überseequartier**. Das ist ein riesiger privater Raum, der da entsteht. Da sind wir mitten in der



Kleiner Schloßplatz in Stuttgart vorher und nachher

künftigen Diskussion. Wir können uns nicht zurücklehnen und sagen, das ist halt eine Entwicklung und da kann man nichts machen. Die Diskussion privater öffentlicher Raum ist böse und öffentlicher öffentlicher Raum ist gut, das ist tatsächlich die Diskussion aus dem letzten Jahrhundert. Deswegen ist es umso wichtiger, sich Gedanken zu machen, wie wir die Auswüchse regeln können. Im Überseequartier gibt es immerhin bereits eine Vorstellung von der Raumfindung. Die Hafenbecken und all das, was dazwischen war, ist doch da. Das Problem ist, dass sich die öffentliche Hand keine Investitionen nicht mehr leisten kann. Wir haben es in Hamburg mit einem riesigen Investor zu tun, der Stadt spielt.



Überseequartier in Hamburg Bildunterschrift

Hybride Formen des Öffentlichen Raums

Blicken wir über die Grenzen, nach Spanien. Herr Mayer, wie ist es möglich, dass in Sevilla ein Großprojekt wie das „Metropol Parasol“ entsteht, ein enorm großer öffentlicher Raum, der gleichzeitig Markthalle, Skulptur und Anlaufpunkt für die Touristen werden soll? Sind solche Projekte bei uns gar nicht mehr möglich, weil die Interessen zu widersprüchlich sind?

Jürgen Mayer H. | Die Vorstellung von dem, was öffentlicher Raum heute sein kann, kann über gut vorbereitete Wettbewerbe gefunden werden und muss dann entsprechend diskutiert werden. Das war in Sevilla der Fall. Auch dort handelt es sich übrigens um ein PPP-Projekt. Die Stadt war Auftraggeber bis zur Baugenehmigung, und anschließend ist es die Baumanagementfirma, die die Hälfte des Projekts finanziert und dann vierzig Jahre Zeit hat, daraus Gewinn zu schöpfen. Danach fällt es wieder an die Stadt zurück, die es dann weiter vergeben kann. Also: Es ist zwar öffentlicher Raum, aber bestimmte Teile davon sind bewirtschaftet. Der Platz auf dem Dach (*) kann abgetrennt werden für eine besondere Veranstaltung, das Archäologische Museum wird gebaut und dann vermietet. Die Stadt zahlt dafür Gebühren. Das Geld für die Markthalle kommt über die Händler herein. Ja, es ist ein öffentlicher Raum, aber einer, der halb bewirtschaftet und halb offener Raum, Freiraum ist.

Was sind die Freiräume des Architekten bei einem solchen Projekt?

Jürgen Mayer H. | Da der Bauherr gleichzeitig auch die Baufirma ist, sieht die „Macht“ des Architekten komplett anders aus. Als Architekt hat man keine Kontrolle über das Budget, weil man davon fern gehalten wird. Teilweise wird man als Planer im Ungewissen gelassen, und es können Dinge entstehen, die man in einer klassischen Situation, wenn man zwischen Bauherr und Baufirma steht, nicht durchgehen lassen würde. Als Architekt bleibt einem da nur noch die moderierende Rolle. Noch etwas: Natürlich wird öffentlicher Raum in Spanien ganz anders gelebt. Man lebt 24 Stunden auf der Straße, zumindest im Sommer. In Deutschland muss man die Attraktoren erst finden, damit die Leute auf die Straße kommen.

Markus Allmann | Ja, es stimmt, einen Konsens, wie der öffentliche Raum aussehen könnte, gibt es nicht. Die Trennung in öffentlich / privat ist längst obsolet. Gerade bei diesem Thema haben wir eine enorme Hybridisierung in der Architektur, in ihrer prozessualen Abwicklung und in ihrer Wahrnehmung. Das fängt mit der Frage an: Was ist Außenraum, was ist Zwischenraum, was Innenraum? Ich sehe da für die Architekten durchaus auch eine große Chance. Wir können die Grenzen neu bestimmen. Wenn wir als Morphologen an die Sache herangehen, und die Grenzen begreifen lernen, dann handelt es sich nicht mehr um Innen- und Außenraum, um privaten und öffentlichen Raum, sondern alles fließt.



Metropol Parasol in Sevilla Bildunterschrift

Geben Sie ein Beispiel.

Markus Allmann | Bei unserer **Sporthalle in Tübingen** haben wir das Gebäude finanziert über den Anschluss des Außenraums an das Gebäude. Die Wände sind Außenräume: Eine Wand ist eine Kletterwand, die andere ist eine Wand, an der man mit Skateboards fahren kann. Die Kletterwand wurde vom Alpenverein Tübingen bezahlt und damit haben wir die Fassade finanziert. Die Rückseite ist von den Stadtwerken Tübingen bezahlt, und wird als Photovoltaikwand genutzt.



Sporthalle in Tübingen Bildunterschrift

Wer entwickelt solche Konzepte?

Markus Allmann | Das Konzept entwickelt der Architekt. Wir sagen der Stadt: Ihr habt wenig Geld, tut doch was, macht doch die Fassade zum beispielbaren Außenraum, dann kriegt ihr sie finanziert. Ich habe das Gefühl, dass wir als Architekten auf diese Weise sehr viel mehr Spielräume haben, als wenn man so tut, als ob das Haus immer an der Wand zu Ende ist, wie das ja – vor allem in Berlin – so häufig geschieht. Wir können den Raum sehr viel weiter denken.

Ist das der heutige Gegensatz: Hybride, gemischte und neue Konzepte auf der einen Seite, und traditionelle Vorstellungen von public space auf der anderen? Sie haben vorher die HafenCity und den öffentlichen Raum dort angesprochen. Von den räumlichen Großstrukturen und den harten großen Plätzen, die es ursprünglich gab, also von der gestalterischen Diktion des industriellen Hafens, ist nicht mehr viel zu sehen. Übrig geblieben ist eine konservative, tourismustaugliche Version des mediterranen Vorbildes.

Michael Braum | Deswegen haben wir in die Beispielsammlung der Stiftung Baukultur ja auch Bremerhaven aufgenommen. Was glauben Sie, warum da die HafenCity nicht drin ist? Das hat damit zu tun, dass ein Ort sich entwickelt, wie die Umgebung ist.

Suche nach Alltagsqualität

Wir sprechen über strategische Projekte, und über Leitprojekte in den Innenstädten. Wie sieht es denn mit dem Freiraum dort aus, wo Planung und Finanzen nicht mehr hinreichen, an den Rändern der Stadt?

Michael Braum | Das ist ein wichtiger Punkt. Am Neuen Wall in Hamburg (*) etwa, da ist eigentlich jeder Euro verschwendet, den die öffentliche Hand ausgibt. Das läuft von selbst. Die öffentliche Hand muss ihre Vorbildfunktion an den Stellen ausüben, wo die wirklichen Probleme sind. In Stadtvierteln, die nicht einmal mehr instand gehalten werden.

Wie sieht es aus mit der Alltagsqualität des öffentlichen Raums? Man kann beobachten, dass viele öffentliche Räume verwahrlosten, schlecht gepflegt und auch gemieden werden. Wer es sich leisten kann, geht woanders hin. Man kann den Schwarzen Peter hin- und herschieben zwischen den Anwohnern und der Kommune und sonstigen Beteiligten. Braucht man mehr Bundesprogramme, mehr Geld? Oder liegt es auch an den Leuten, die sich aus der Öffentlichkeit zurück ziehen, oder eine andere Öffentlichkeit suchen?

Stefan Rettich | In **Leipzig** ist seit Jahren in dieser Hinsicht eine intelligente Strategie gefahren worden. Die öffentlichen Räume funktionieren gut. Das hängt damit zusammen, dass das Problem Schrumpfung und Perforation zum Thema des öffentlichen Raums gemacht wurde. Die Stadt hat Ankerprojekte geworfen in verwaiste Gebiete, oft entlang von Bahnanlagen, und versucht, diese über Wegesysteme zu vernetzen. An dieses Wegesystem gliedern sich dann weitere temporäre Freiräume an, die durch Gestattungsverträge zustande kommen. Sei es dort, wo etwas abgerissen wurde, sei es, dass ein Eigentümer überredet wurde, einen temporären Freiraum zuzulassen. Grenzbereiche zwischen privat und öffentlich sind so entstanden. Damit hat die Stadt es geschafft, dass die eigentlich stark belasteten Gebiete ein positives Image bekommen. Durch den aktiven Umgang mit dem Problem hat sich auch ein Wahrnehmungswandel eingestellt. Ich glaube, dass die Leute die Räume nicht als häßlich empfinden, auch wenn da ein paar Häuser weg sind und es etwas verstruppt ist. Klar ist aber auch: Die Stadt hat nur die Mittel, einige wenige Schwerpunkte zu setzen. Der Rest ist Plasma.

Markus Allmann | In München haben wir mit der „Inwertsetzung“ des öffentlichen Raums ein Luxusproblem. Wenn ein Gebiet neu entwickelt wird, dann steht der Park meist schon ganz zu Anfang da, er wird ausgerollt wie ein Freiraumteppich. Da finden sich dann alle Elemente, die Bäumchen und die Wege, aber es ist noch kein einziges Haus da. Dann werden sukzessive die Häuser gebaut. Es ist eine ganz pittoreske Situation, dass ein komplett idealisierter, fast surrealer Freiraum, perfekt geplant und ausgeführt, auf einmal da liegt und erst dann die Bebauung nachzieht. Der Versuch ist ehrenwert ist, es gibt - in jüngster Zeit immer häufiger - die paradoxe Situation, dass Häuser von minderer Qualität diesen Freiraum kontaminieren.



Leipzig Bildunterschrift dakt-
hfkasgkankngakng knadkn-
öksnk

Wieviel Partizipation

Wird da top down geplant, oder gibt es auch partizipative Ansätze?

Markus Allmann | Einwand! Da bin ich skeptisch. Dieses Partizipative - auch in der Architektur ist das ja inzwischen ganz beliebt - führt nur dazu, dass am Ende ein opportunes Mittelmaß zustande kommt. Die Gefahr ist groß bei Partizipation, dass jede Eigenart gebrochen wird. Das heißt ja nicht, dass man jetzt für Diktatoren und Potentaten planen möchte. Aber ich glaube nicht, dass ein Projekt wie Parasol unter partizipativen Umständen zustande kommen könnte.

Stefan Rettich | Ich gebe Ihnen in einem Punkt Recht: Partizipation ist ein schmaler Grat. Wir arbeiten sehr viel mit öffentlichen Räumen in Hardcore-Schrumpfungsbereichen, in denen man gar nicht weiß, welchen Raum man überhaupt anbieten soll. Es geht erst einmal darum, den Sozialraum ausfindig zu machen, ihn zu untersuchen, zu gucken, wo soziale Netze sind. An denen kann man weiter knüpfen und dann den Raum darum herum bauen. Häufig ist gar nicht klar, was wirklich gebraucht wird. Da muss man nachfragen. Da kommen dann natürlich auch komische Beispiele zustande, über die man sich aufregen kann, wie subventionierte Hundeklos auf temporären Freiflächen, oder ein Baum und eine Bank, unter der nie jemand sitzt. Aber im Zentrum sehen wir schon die Idee, die ja auch von Martin Löw vertreten wird, zu überlegen, welche Art von Raum braucht Gesellschaft? Aufgrund solcher Fragen konnten wir am Stadtrand von **Magdeburg**, in einem alten Ortskern, der zu achtzig Prozent leer steht, eine Freiluftbibliothek realisieren. Es gibt dort jetzt 20.000 Bücher, zusammengetragen von den Bewohnern, die allen zur Verfügung stehen. Ohne Partizipation wäre das nie zustande gekommen.



Magdeburg Bildunterschrift



Hannoverscher Stadtplatz vorher und nachher

Sie sprechen von spezifischen Bedürfnissen, die man erst mal feststellen muß. Lassen sich die Qualitäten, die gebraucht werden, nicht auch allgemein ausmachen? Hannover zum Beispiel hat vor Jahren bei einer Untersuchung herausgefunden: Die Stadt hat 260 große und kleine städtische Plätze, von denen 80 überhaupt nicht mehr brauchbar sind. Niemand will dort mehr hin gehen. Und dann wurde ein breites Programm mit drei Prinzipien aufgelegt: Aufräumen! Ordnen! Weiterbauen! Also ganz einfache Dinge: das Gebüsch weghauen, Lichtschneisen schlagen, die Plätze wieder zugänglich machen für alle. Ist es das, was wir brauchen? Einfache Programme, so einfach, dass sie in den üblichen Debatten durchrutschen?

Michael Braum | An dem, was Sie zum **Hannoverschen Stadtplatz**programm anführen, kann man ganz gut das Dilemma erläutern. Ich finde den Ansatz auf der einen Seite ausgesprochen gut, weil er in die Breite geht. Auf der anderen Seite haben sie sich dort eine Schwierigkeit eingehandelt, weil dieses Stadtplatzprogramm ein ganz explizit Partizipatives war. Man könnte auch böse sein und sagen, da haben die Anrainer sich selbst verwirklicht, einen Kompromiss ausgehandelt und nutzbare Räume für sich selber bekommen. Wir brauchen aber eher Verhandlungen mit unterschiedlichen

Personen. Partizipation bedeutet oft Alibiveranstaltungen, auf denen jeder etwas sagen darf, und am Ende kommt etwas raus, was den minimalen Konsens darstellt. Was die Gestaltungskompetenz angeht: Die sollte bei denen bleiben, die das gelernt haben. Aber wenn die Nutzer anfangen, die Gestaltung zu machen, geht es meistens in eine absolute Beliebigkeit und Individualisierung rein. Ich glaube, dass man wieder lernen muss, die Kernkompetenzen, die die verschiedenen Beteiligten haben, ernst zu nehmen.

Markus Allmann | Ich finde auch, man soll nur die Regeln aufstellen und vielleicht noch den Ball stellen, aber das Spielen anderen überlassen: den Akteure, denen der Raum auch gewidmet ist. Für mich ist es ein Missverständnis, dass man den öffentlichen Raum durchgestalten kann. Je weniger die Spielregeln begrenzen, je mehr Variablen drin sind, je mehr Territorien sich bieten, desto besser sind für mich die Freiräume. Wir überschätzen uns in dem, was wir mit der Gestaltung oder dem Gebäude erreichen können. Nur leider fängt das Dilemma bereits mit den technischen Anforderungen an, mit dem wir an die Planung herangehen

Sinnlos Optimierung? Verkehr und Freiraum

Michael Braum | Nehmen wir eine bestehende Straße als Beispiel, von der alle sagen könnten, die ist ganz gut so. Aber wie steht es mit der Sicherheit der Fahrradfahrer? Dann kommt einer und malt mit roter Farbe einen Radweg rein. Dann kommt ein anderer mit neuen Betonplatten, die pflegeleicht sind und haut einen Gehweg rein. Dann gibt es eine weitere Planung und es kommt wieder einer und baut zweispurige



Bellevueplatz Zürich

Straßen mit separatem Rechtsabbieger oder Linksabbieger. Und dann kommt noch einer mit dem ÖPNV und haut noch eine Straßenbahn rein. Die Straße hat jetzt einen enormen Querschnitt von 45 Metern und ist ein perfektes Abbild des Planungsdenkens, das bloß noch Anforderungen realisiert und optimiert. Von wegen shared space! Der funktioniert vielleicht in der Schweiz und dann noch in irgendwelchen schwä-

bischen oder hessischen Kleinstädten. Aber dort, wo der Bär tobt, am Kurfürstendamm oder am Limbecker Platz, das ist doch unglaublich, was wir da realisieren. Das ist doch eine Frechheit.

Jürgen Mayer H. | Fragen wie shared space gibt es aber doch seit mindestens zehn Jahren. Ich wundere mich, warum das jetzt eine aktuelle Debatte sein soll.

Markus Allmann | Dort, wo die Frage der Mobilität den öffentlichen Raum schneidet, herrscht offensichtlich Stillstand. Wie man die Frage der Makro- und der Mikromobilität aushandelt, das wird eine der größten Anforderungen der nächsten zwanzig, dreißig Jahren sein. Es ist klar, dass unsere Städte immer noch auf Makromobilität ausgerichtet sind, und die Mikromobilität bloß in Inseln gedacht wird. Wir wollen das eine oder das andere. In Zürich gibt es den wunderbaren **Bellevueplatz** (*), auf dem mehrere Straßenbahnen kreuz und quer aneinander vorbei fahren, dann gibt es diese tankstellenartige Haltestelle mit dem weit ausschwingenden Dach in der Mitte, ein wunderbarer Platz. Kürzlich wurde mir allerdings erklärt, wie der Designer (welcher Designer? gab es eine Neugestaltung?) es geschafft hat, alle Oberleitungen wegzubekommen und den Platz aufzuräumen. Und ich habe gedacht: Es war vorher grauhaft schön, wie sich diese Leitungen gekreuzt haben, wie Spuren im Himmel. Jetzt sind das alles Elemente, die man bereinigen, in den Griff bekommen und verschwinden lassen will. Warum eigentlich?

In zehn Jahren, so die Prognose, rollen wir alle mit flüsternden Elektrorollern durch die Gegend. Dann haben wir den Stadtverkehr endgültig domestiziert. Gehen wir damit der



Tausendfüßler Düsseldorf

Möglichkeit fahrlässig aus dem Weg, das Bestehende weiterzubauen? Hier an der Wand hängt die Hochbahnstraße in Düsseldorf, der „Tausendfüßler“ von Friedrich Tamms, der große architektonische Qualitäten hat. Die Untersicht der Hochstraße ist überzeugend gestaltet, es ist ein wichtiges Bauwerk. Es gab im letzten Jahr (*) diesen Wettbewerb (genauer), bei dem es den Planern freigestellt war, die Straße

entweder zu erhalten oder abzureißen. Selbstverständlich hat sich durchgesetzt, dass das Ding jetzt abgerissen werden soll (*). Einfach weiterbauen und ein solches Bauwerk mit öffentlichen Qualitäten ausstatten, wie es etwa in den Niederlanden bei der Autobahnunterbauung in Koog/Zaanstadt realisiert wurde, das stößt bei uns offensichtlich auf enorme Schwierigkeiten. Woran liegt das?

Stefan Rettich | Manchmal geht es schon. Als Leipzig in die Olympiabewerbung ging, da gab es auf einmal quer gelegte Verwaltungsstrukturen, und da haben die Verkehrsplaner angefangen, auch räumlich zu denken, das machen die sonst gar nicht.

Michael Braum | Einige wenige Beispiele gibt es, wie die neue Mitte in Ulm. Da kann man sich vielleicht über die Architektur streiten. Aber da gibt es die innerörtliche Hauptverkehrsstraße mit der neuen Tiefgarage, die den Zusatz „öffentlich“ wirklich verdient. Das ist auf einmal wieder ein Stück Stadt geworden.

Jürgen Mayer H. | Es liegt auch daran: Im Moment ist in der Diskussion noch eine Generation federführend, die sehr stark unter einem Verlust leidet und eher die Vision hat, die sich an Heilen und Reparieren orientiert, als einfach mit dem Bestehenden weiterzubauen. Ich kann für mich sagen, ich empfinde die Städte mit ihren Infrastrukturen und ihren fragmentierten Räumen jedenfalls nicht als Verlust. Vielleicht ist da ein Generationswechsel notwendig: Um den Blick nach vorne wieder zu öffnen, um von dem Verlustgefühl weg zu kommen in Richtung Gewinngefühl.



Stairway to Heaven

Breitscheidplatz und Straßenbahn

Wir haben hier am Tisch über eine ganze Reihe von Beispielen aus Deutschland gesprochen. Sie alle sind viel unterwegs. Nennen Sie uns ein gutes Beispiel für öffentlichen Raum, der Sie besonders beeindruckt hat in letzter Zeit.

Markus Allmann | Der Freiraum, der um dieses ansonsten schwierige Musée du Quai Branly in Paris entstanden ist. Der ist so bizarr und kurios, dass er für mich unheimlich eindrücklich ist. Hinter eine Glasscheibe eine fast schon virtuelle Welt zu setzen und mit dem Gebäude zu verweben, das ist ein Umgang mit Freiraum, den ich fast schon als paradox empfinde. Das Gebäude tritt vollkommen zurück.

Stefan Rettich | Ich interessiere mich sehr für Mikroarchitekturen, mit denen man im öffentlichen Raum politisch einen Stachel setzen kann. Eines der interessantesten Beispiele ist für mich die Skulptur „Stairway to Heaven“ von Didier Faustino in Castelo Branco. Eine freistehende Betontreppe mündet in einem umzäunten Ausguckraum mit Basketballkorb, den man allein betreten und dessen Tür man abschließen kann. Man kann im öffentlichem Raum eine Intimität erfahren und ein Zwiegespräch mit sich selber führen. Die Skulptur steht in einer Vorortsiedlung in Portugal und hat dort extreme Diskussionen hervorgerufen. Es gibt eine Wechselwirkung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit. Das Thema ist öffentlicher Raum, ein paar Rückzugsräume und ein offenes Territorium drumherum.

Jürgen Mayer H. | Ich habe ein Faible für die Berliner Gedächtniskirche und den Breitscheidplatz, ein öffentlicher Raum, der super funktioniert. Da sitzt eine Institution drauf, aber die ist so zersplittert, dass sie Freiräume anbietet, dass man darum herum gehen kann, und wo sich immer wieder etwas anklebt, wie der Weihnachtsmarkt oder eine Eislaufbahn. Wie toll dieser Raum funktioniert und wie hässlich er manchmal ist, aber auch wie schön.

Michael Braum | Der ganze Stadtraum zwischen Breitscheidplatz und Ernst-Reuter-Platz ist auch für mich genial. Wie dieser jetzt aber durch Abriss und Neubau geschunden wird, da blutet mir als jemandem, der für die Baukultur verantwortlich zeichnet, das Herz. Ich bin in der Nachkriegsmoderne sozialisiert, in dieser Zeit bin ich groß geworden, ich wohnte in einem solchen Haus, mein Vater war Architekt. Was diese Zeit mit ihren Stadt- und Raummodellen Großartiges gezeigt hat, das wird heute nur selten begriffen; der Umgang damit ist ahistorisch.

Ein anderes Beispiel: Egal, ob ich in Bordeaux bin, in Montpellier, in Nizza oder Straßburg - es ist bewundernswert, wie es den Franzosen gelingt, mit Verkehrsinfrastruktur Städtebau zu machen, vor allem mit der Straßenbahn und ihren Netzen. In Frankreich fahre ich wie ein Wilder Straßenbahn, hier nicht. Das stimmt mich nachdenklich.



Breitscheidplatz Berlin

Statistische Facts

Blindtext swjakba wqbbshb lqkfwkhrfqwhs hqrw qwhrhwh hqwh hrwqhriqh rihwqhrqhrhq

Blindtextdsgdsgsg

Blindtext swjakba wqbbshb lqkfwkhrfqwhs hqrw qwhrhwh hqwh hrwqhriqh rihwqhrqhrhq

Blindtextdsgdsgsg

Blindtext swjakba wqbbshb lqkfwkhrfqwhs hqrw qwhrhwh hqwh hrwqhriqh rihwqhrqhrhq Lumsan veliquam, core tati am nonum num do dipsusc iliquisi. Em iurem digna con vercidunt la feu facipsustie cons ero ex ercipissi. Od mod magna alis nostrud ea alisim velit ver iure

Blindtextdsgdsgsg

Blindtext swjakba wqbbshb lqkfwkhrfqwhs hqrw qwhrhwh hqwh hrwqhriqh rihwqhrqhrhq venibh eros nos dolore commy niam quatio el del doloreration ut niamcommy nos non

Blindtextdsgdsgsg

Blindtext swjakba wqbbshb lqkfwkhrfqwhs hqrw qwhrhwh hqwh hrwqhriqh rihwqhrqhrhq sequat. Ut incidunt vel ipsum exer autat praesed et, quat veliquissim el do ea faccumy num niat am in henis dolobor at, ver silgniam, quis duisi. Actil-it dolor irit prat. Duissit inibh euisi tie consendre magna acilit velenis aliquis modipis alisiscidui eraesequisi te gnim

Statistische Facts

Blindtext swjakba wqbbshb lqkfwkhrfqwhs hqrw qwhrhwh hqwh hrwqhriqh rihwqhrqhrhq

Blindtextdsgdsgsg

Blindtext swjakba wqbbshb lqkfwkhrfqwhs hqrw qwhrhwh hqwh hrwqhriqh rihwqhrqhrhq

Blindtextdsgdsgsg

Blindtext swjakba wqbbshb lqkfwkhrfqwhs hqrw qwhrhwh hqwh hrwqhriqh rihwqhrqhrhq Lumsan veliquam, core tati am nonum num do dipsusc iliquisi. Em iurem digna con vercidunt la feu facipsustie cons ero ex ercipissi. Od mod magna alis nostrud ea alisim velit ver iure

Blindtextdsgdsgsg

Blindtext swjakba wqbbshb lqkfwkhrfqwhs hqrw qwhrhwh hqwh hrwqhriqh rihwqhrqhrhq venibh eros nos dolore commy niam quatio el del doloreration ut niamcommy nos non

Blindtextdsgdsgsg

Blindtext swjakba wqbbshb lqkfwkhrfqwhs hqrw qwhrhwh hqwh hrwqhriqh rihwqhrqhrhq sequat. Ut incidunt vel ipsum exer autat praesed et, quat veliquissim el do ea faccumy num niat am in henis dolobor at, ver silgniam, quis duisi. Actil-it dolor irit prat. Duissit inibh euisi tie consendre magna acilit velenis aliquis modipis alisiscidui eraesequisi te gnim